

**Wolfgang Pohrt – Werke Band 5.2**

Wolfgang Pohrt, 1945 geboren, studierte Soziologie, Psychologie, Politische Wissenschaften und Volkswirtschaftslehre in Frankfurt und Berlin. 1976 erschien seine Dissertation »Theorie des Gebrauchswerts«. Er arbeitete von 1974 bis 1980 als Assistent am Lehrstuhl für Soziologie an der Universität in Lüneburg. Danach war er freier Publizist und veröffentlichte in zahlreichen Zeitschriften. Von 1990 bis 1994 erstellte er im Auftrag der von Reemtsma ins Leben gerufenen Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur Studien über das »Massenbewusstsein« in Deutschland, die sich methodisch an Adornos »The Authoritarian Personality« orientierten. Im Auftrag dieser Stiftung arbeitete Pohrt 1995-1996 an einer Untersuchung über Bandenbildung. Danach Tätigkeiten in verschiedenen Forschungsbereichen. Erst 2011 schaltete sich Wolfgang Pohrt wieder in die öffentlichen Debatten ein, hielt Vorträge und publizierte weitere Bücher.

Wir danken Kai Lückemeier für Korrekturlesen und Registererstellung, René Wiegel für die Digitalisierung von Manuskripten, Carolin Hansen für die Übersetzung des Interviews von Anet Bleich aus dem Niederländischen und Josef Joffe für die Abdruckerlaubnis seiner Besprechung.

Edition  
TIAMAT  
Deutsche Erstveröffentlichung  
Herausgeber:  
Klaus Bittermann  
1. Auflage: Berlin 2018  
© Verlag Klaus Bittermann  
[www.edition-tiamat.de](http://www.edition-tiamat.de)  
ISBN: 978-3-89320-239-3

**Wolfgang Pohrt**

**Werke**

**5.2**

**Herausgegeben von  
Klaus Bittermann**

\* \* \*

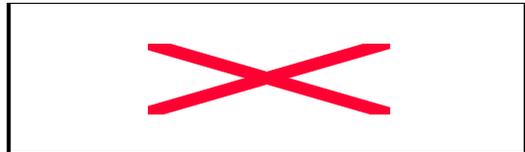
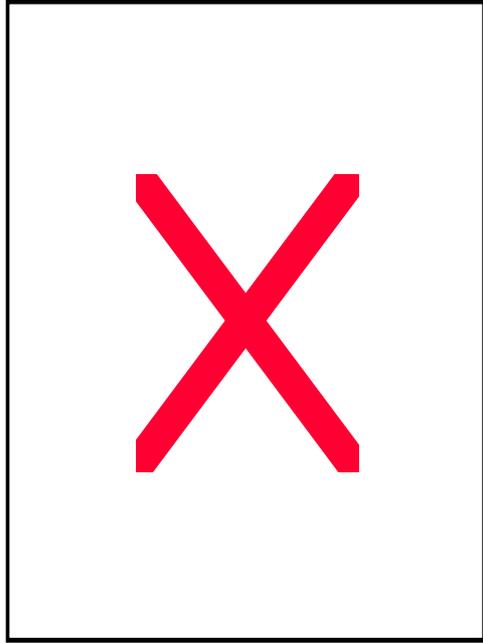
**Ein Hauch von Nerz (1989)**

**Texte 1987-1989**



**Critica  
Diabolis  
261**

**Edition  
TIAMAT**



## INHALT

### **Ein Hauch von Nerz**

Vorwort – 9
Die Untergangsvision als Stahlbad – 14
Die Kranken und die Grünen – 22
Nationalismus am Ende – 30
Lenkinstrument und Bildungsgespens – 38
Der Geist in der Röhre – 51
Grauzone – 59
Die Banalität als Offenbarung – 64
Gewaltverzicht als Gewinnspiel – 71
Die Linke nimmt zu – 81
Der Flop des Jahres – 86
Alles Dallas – 93
Grufti – 97
Ein Hauch von Nerz – 107
Der frustrierte Verräter – 114
Jeder braucht einen Guru – 126
Sinnkrise und Bildungsdünkel – 161
Der moderne Flüchtling – 194
Rassismus als Identitätseratz – 211
Figaros Scheidung – 230
Autorität und Familie – 241
Der Hamster im Käfig – 248
Mythos 68 – 263

### **Texte 1987-1989**

- Kleine Erinnerung an Altbekanntes – 272  
Alle Deutschen sind im Herzen grün  
Interview von Anet Bleich – 276  
Teuflich – 282  
Atemlose Suche – 287  
Der Kritiker als Defätist  
Nachruf auf Christian Schultz-Gerstein – 291  
Multikulturelle Gesellschaft – 299

### **Anhang**

- Josef Joffe*  
Gegen Pharisäer und Phrasendrescher – 333  
Pressestimmen – 338  
Personenregister – 341  
Publikationsnachweise – 347

# **Ein Hauch von Nerz**

**Kommentare zur chronischen  
Krise**

**(1989)**



## Vorwort

### Ein Hauch von Nerz

Im Frühjahr 1990 würde sich der Tag, an dem die erste meiner Artikelsammlungen erschien, zum zehnten Male jähren. Das unaufhaltsam näherrückende Jubiläum war der letzte Anstoß zur Aufgabe einer Tätigkeit, die eine schlechte Gewohnheit zu werden drohte. Als Publizist, der über die Jahre hinweg einen treuen, aber kleinen und zudem schrumpfenden Kundenstamm beliefert hat, ist man den schwindenden Lesern dann eine Erklärung schuldig.

Der erste Grund zur Geschäftsaufgabe wäre, daß eine Marktlücke sich langsam aber sicher schließt. Entstanden war sie am Anfang der Protestbewegung, sie wurde offen gehalten über den Punkt des Niedergangs dieser Bewegung hinaus von Leuten wie Schultz-Gerstein, der die Kraft besaß für das anstrengende Doppelspiel, als *Spiegel*-Redakteur die öffentliche Meinung gegen den Strich zu bürsten – in einer Zeit, wo viele linke Schreier nur einen kleinen Zipfel Macht und Pfründe ergattern mußten, um sogleich wie geklonte Bangemanns und Börners zu wirken.

Entgegen dem alten deutschen Spießertum, der im Wort von der inneren Emigration später zur Entlastungslüge der Mitläufer wurde, kann Subversives, vormals: das Wahre/Schöne/Gute, nicht autark im Verborgenen blühen. Der Publizist, der keine Rücksicht auf die unabge-

sprochen geltenden Sprachregelungen nehmen und sich schmeicheln mag, aus diesem Grund, und nicht aus einem naheliegenderem, nämlich wegen der starken Konkurrenz auf dem Markt, in den auflagenstarken Blättern nicht veröffentlichen zu können, lebt gleichwohl von der Ähnlichkeit zwischen seiner Heimarbeit und den Hochglanzprodukten mindestens ebenso sehr wie von der Differenz zwischen ihnen.

Der zweite Grund ist in einer Entwicklung zu suchen, die den Ideologiekritiker auf doppelte Weise arbeitslos macht. Sein Job setzt ein Bewußtsein voraus, welches bestimmte Ziele propagiert und sich dabei in Widersprüche verwickelt: Die Bürger preisen den freien Markt im Namen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, der Ideologiekritiker zeigt, daß der freie Markt und die Freiheit einander auf die Dauer eher ausschließen als bedingen; die Friedensfreunde verlangen um des Weltfriedens willen nach nationaler Souveränität für die Deutschen, der Ideologiekritiker erinnert daran, daß nationale Souveränität im allgemeinen und die der Deutschen besonders, nach den Regeln der Erfahrung wie der Logik nur einen neuen Krieg zum Resultat haben kann.

Der Ideologiekritiker wird also arbeitslos erstens dann, wenn an die Stelle halbgegläubter, halbdurchschauter Irrtümer in grundsätzlichen Fragen das permanent betriebene, offenkundige, nur den Interessen des Augenblicks dienende Schummeln und Mogeln tritt, welches Barschel in der gleichnamigen und Kohl in der Giftgas-Affaire mustergültig vorexerzierten und welches längst parteiübergreifend alle gesellschaftlichen Bereiche durchdrungen hat. Selbst dem linken Mittelstand fehlt nach dem Erlahmen seiner Begeisterung für den Naturschutz und den Weltuntergang die Kraft, sich mittels kollektiver Wahnbildung eine Umgebung zu verschaffen, in welcher

der Gestörte sich für normal halten darf, seine Krankheit nicht ausbricht und er daher auch keinen Anlaß hat, zwecks Selbstrechtfertigung zu lügen und zu schummeln.

Ferner wird der Ideologiekritiker arbeitslos, wenn das gesellschaftliche Bewußtsein sich nicht mehr in Widersprüche verwickelt. Vermeintliche Linke, die mit patriotischen Sprüchen und anderen Parolen aus dem Propagandaarsenal der Rechten den sozialen Fortschritt vorantreiben und den Frieden festigen wollen, sind ein Gegenstand der Ideologiekritik. Kein Gegenstand subtiler Ideologiekritik, sondern Zielscheibe härterer Attacken muß hingegen der Rassistenklüngel sein, der ins Berliner Abgeordnetenhaus gewählt wurde.

Wenn also rund acht Jahre, nachdem die Linken in der Bundesrepublik eine nationale Frage überhaupt erst wieder ins Gespräch gebracht hatten unter dem Vorwand, derlei nicht den Rechten überlassen zu wollen, diese Politik schließlich Früchte trägt, und wenn die Früchte dann in den Garten nicht des angemessenen, sondern des rechtmäßigen Besitzers dieser nationalen Frage fallen, so ist für die Ideologiekritik wiederum ein Zeitpunkt gekommen, wo sie im Bewußtsein, es besser gewußt und dennoch nichts bewirkt zu haben, getrost abdanken kann.

Der letzte und wichtigste Grund zur Geschäftsaufgabe aber sind die Perspektiven einer Generation, auf die man sich als Publizist beziehen muß, wenn die eigenen Impulse und Motive in einer bestimmten Entwicklungsphase dieser Generation gebildet wurden. Der Reihe nach hat sich diese Generation im Anschluß an ihre rebellische Phase für den Parteikommunismus, für die Neue Subjektivität, für das naturverbundene Leben auf dem Land, für den Weltfrieden, das völkische Erwachen und viele andere Dinge engagiert, deren vollständige Aufzählung heute nur noch ermüden würde. Während sie in allen diesen

Etappen ihres Niedergangs stets noch ein Gegenstand politischer Kritik geblieben war und damit ein Ziel für Polemik, verwandeln die alternden ehemaligen Protestbewegten, die gerade im Burnout für das alte Elend einen neuen Namen fanden, sich nun in einen Gegenstand der allgemeinen anthropologischen Betrachtung. Besser als eine beißende Polemik aus aktuellem Anlaß dies leisten könnte, haben Adorno und Horkheimer vor 40 Jahren in der »Dialektik der Aufklärung« unter dem Titel »Gezeichnet« die Perspektiven dieser Generation auf den Begriff gebracht:

»Im Alter von 40 bis 50 Jahren pflegen Menschen eine seltsame Erfahrung zu machen. Sie entdecken, daß die meisten derer, mit denen sie aufgewachsen sind und Kontakt hielten, Störungen der Gewohnheiten und des Bewußtseins zeigen. Einer läßt in der Arbeit so nach, daß sein Geschäft verkommt, einer zerstört seine Ehe, ohne daß die Schuld bei der Frau läge, einer begeht Unterschlagungen. Aber auch die, bei denen einschneidende Ereignisse nicht eintreten, tragen Anzeichen von Dekomposition. Die Unterhaltung mit ihnen wird schal, bramarbasierend, faselig. Während der Alternde früher auch von den anderen geistigen Elan empfing, erfährt er sich jetzt als den einzigen fast, der freiwillig ein sachliches Interesse zeigt. Zu Beginn ist er geneigt, die Entwicklung seiner Altersgenossen als widrigen Zufall anzusehen. Gerade sie haben sich zum Schlechten verändert. Vielleicht liegt es an der Generation und ihrem besonderen Schicksal. Schließlich entdeckt er, daß die Erfahrung ihm vertraut ist, nur aus einem anderen Aspekt: dem der Jugend gegenüber den Erwachsenen. War er damals nicht überzeugt, daß bei diesem oder jenem Lehrer, den Onkeln und Tanten, Freunden der El-

tern, später bei den Professoren der Universität oder dem Chef des Lehrlings etwas nicht stimmte! Sei es, daß sie einen lächerlich verrückten Zug aufwiesen, sei es, daß ihre Gegenwart besonders öde, lästig, enttäuschend war. Damals machte er sich keine Gedanken, nahm die Inferiorität der Erwachsenen einfach als Naturtatsache hin. Jetzt wird ihm bestätigt: unter den gegebenen Verhältnissen führt der Vollzug der bloßen Existenz bei Erhaltung einzelner Fertigkeiten, technischer oder intellektueller, schon im Mannesalter zum Kretinismus. Auch die Weltmännischen sind nicht ausgenommen. Es ist, als ob die Menschen zur Strafe dafür, daß sie die Hoffnungen ihrer Jugend verraten und sich in der Welt einleben, mit frühzeitigem Verfall geschlagen würden.«

1989

## **Die Untergangsvision als Stahlbad**

### **Pershings, Aids, Tschernobyl und die Folgen**

Als Ende Mai des Jahres 1986 nach erwartungsfrohen Wochen hochgestimmter Tschernobyl-Spannung auf allen Kanälen die Mattscheibe wieder zum Schlafmittel wurde, stand der Normalverbraucher vor der Frage, wie man sich unter Vermeidung gesundheitsschädigender Entzugserscheinungen an die reizarme Leere eines Lebens ohne den stimulierenden Reaktor und ohne die sinnstiftende Sorge um die Strahlungsintensität beim Blattgemüse zurückgewöhnen kann. Obendrein aber war der Verlust einer Illusion zu beklagen, der Verlust der einzigen Hoffnung auf eine einschneidende Veränderung überhaupt. Während Leitartikler noch unverdrossen das kaputte Kraftwerk als Menetekel beschworen, hatte das Publikum nämlich schon ernüchert die Toten gezählt, Bilanz gezogen und dabei jenen apokalyptischen Erlösungsglauben an die technische Machbarkeit des Weltuntergangs verloren, als dessen Verkünder die Grünen vor einem halben Jahrzehnt zum Hoffnungsträger der Nation wurden.

Fünf Jahre lang hatte halluzinierter Abschiedsschmerz eine vermeintlich todgeweihte Welt verklärt. Wie Wehmut bei der Abreise auch von Gästen entsteht, deren An-

wesenheit man keinen Tag länger ertragen würde und wie sich ein sentimentales Mitgefühl für sterbenskranke Personen entwickelt, deren unerwartete Genesung man als herbe Enttäuschung oder persönliche Kränkung empfände, so hatte die phantasierte Gewißheit eines in absehbarer Zukunft bevorstehenden Endes die Bundesbürger mit Lebensverhältnissen versöhnt, deren einziger Trost offenbar in ihrer Vergänglichkeit lag. Das Schreckbild herabregnender Säure erst, die sich ätzend durch zartes Blattgrün fraß und das makellos schöne Antlitz der Natur zerstörte, rief plötzlich Verliebtheit in die befallenen Wälder hervor, die vor der Krankheit bestenfalls als Behelfssommerfrische für Minderbemittelte galten. Ursache der rauschhaften Begeisterung von notorisch sonnenhungrigen Ferntouristen für die verregnete Heimatscholle war deren Dioxingehalt.

Im Einklang mit der nekrophilen Grundstimmung also wurde die Natur tendenziell als Leiche betrachtet und die Kreatur als Fall für die Intensivstation, woraus sich die Fiktion einer Versöhnung von Mensch und Tier ergab, weil tote Hunde nicht beißen. Zum Inbegriff und Prototyp alles Animalischen wurde die vom Aussterben bedrohte Krötenart, als deren Schutzpatron der umweltbewußte Bürger in der Rolle des edelmütigen Retters das triumphale Machtgefühl genießen durfte, welches der Umgang mit häßlichen Hilfsbedürftigen gewährt. Das Schicksal der Schöpfung selbst hatte sich, so schien es, aus Gottes Hand in die emsigen Hände selbstloser Naturschützer verlagert, und unter dem Vorwand, die Kreatur vor dem Verderben bewahren zu wollen, genoß man die Illusion totaler Verfügung über sie.

Umso folgenschwerer mußte deshalb die unvermeidliche Wiederentdeckung der Tatsache sein, daß es Lebewesen gab, die prächtig gediehen auch ohne Protektion

und gegen den Willen der Menschen. Schon bevor sich in Tschernobyl der GAU als Flop entpuppte, hatten renitente Aids-Viren jenen Schein friedlicher Harmonie zwischen Mensch und Natur infiziert, welcher auf der fiktiven Überlegenheit des ersteren über die letztere beruhte. Als gleichsam künstlich beatmete, nur durch Maßnahmen noch am Leben erhaltene, war die Natur das risikofreie Exerzierfeld für gutmütige Gönnerschaft gewesen, nun plötzlich erhob die Dahinscheidende sich zum Entsetzen der sie beweïnenden Trauergäste vom Totenbett. In Gestalt winziger Krankheitserreger erschütterte sie mit dem omnipotenzphantasiereichen Selbstverständnis lebensschützender Überzeugungstäter zugleich den Glauben an die Selbstheilungskräfte des nur durch chemische Fremdeinwirkung gefährdeten Organismus.

Von kräutertrunksüchtigen Gesundheitsfanatikern und Pillenverächtern eben noch als Giftküchen geschmäht, stiegen die Laboratorien plötzlich auf zu Keimzellen und Brutstätten der Hoffnung. Ein fünf Jahre lang unter Anleitung heilpflanzenkundiger Schadstoffexperten hypochondrierendes Patientenpublikum konvertierte zur Hochleistungsmedizin und suchte sein Heil wieder bei anderen Idolen, bei den Professoren Brinkmann, Sauerbruch und Domak. Die Rückstufung von Hausapotheke, Homöopathie und Hexensalbe zugunsten der Halbgötter in Weiß aus Arztromanen und patriotisch gefärbten Forscherbiographien fand bald ihren Wiederhall bei den unfreiwilligen Parodisten des bundesrepublikanischen Zeitgeschehens, bei den Mitgliedern des Schriftstellerverbands, die im März diesen Jahres einander stillschweigend ermunterten, nicht länger die undankbar gewordene Rolle des Weltfriedensstifters zu spielen, sondern sich abwechslungsreicher in die Rolle des Sulfonamiderfinders und Nobelpreisträgers hineinzudenken, wo-

raus dann die lauthals verkündete Aufforderung entstand, wenigstens die Schriftsteller selber sollten sich als Genies, als Elite und als Aristokratie des Geistes betrachten, wenn dies schon sonst niemand tat.

Der platonische Putsch einer ökonomisch schwachen, politisch machtlosen und geistig zurückgebliebenen Gruppe, welche nicht die Spitzenpositionen der gesellschaftlichen Hierarchie, sondern den ersten Platz auf der Meinungsskala erobern wollte, das närrische Sandkastenspiel im Schriftstellerverband also war Ausdruck und Imitation einer Stimmungsmetamorphose, die mit der Raketenstationierung im Herbst 1983 begonnen hatte, als die beseeligende Zeit hingebungsvoll ausgekosteter Weltuntergangserwartungen zu Ende war und die leuchtenden Augen wieder zusammengebissenen Zähnen wichen.

Zwei Jahre lang, seit dem Hamburger Evangelischen Kirchentag 1981, hatten die Begeisterungsfähigen unter den Bundesdeutschen sich selber aus der Perspektive Pietät übender Grabredner betrachtet. Volk und Nation schwollen dabei zu erhabener Größe an, denn der atomare Vernichtungsschlag, der vor allen anderen die Landsleute treffen würde, maß ihnen durch die Bevorzugung jene herausragende Bedeutung unter den Nationen bei, die sie im Leben vergeblich gesucht hatten und die sie im Moment des Verschwindens nun endlich finden würden. Weit entfernt davon, den befürchteten Untergang nur verhindern zu wollen, waren die Aktionen der Friedensbewegung vielmehr grandiose Bestattungsproben und ein Versuch, noch zu Lebzeiten die Leiche fürs Mausoleum zu präparieren.

Gehäuft auftretende Gedenktage, Gedenkjahre und Gedenkfeiern, die nach einem Wort von Harry Pross stets Menschen versammeln, die ihrem eigenen Tod entgegenleben, ergänzten das Erscheinungsbild einer Gesell-

schaft, in welcher die Angst vor dem Untergang eine unvermeidliche Nebenwirkung der Sehnsucht war, dem pompösen eigenen Begräbnis beizuwohnen, weshalb man mittels gleichsam vorwegnehmender Denkmalspflege dazu schritt, sich selber zum tragisch gescheiterten Friedensmahnner zu stilisieren. Das Fehlen einer Nachwelt war bedauerlich, aber der Preis gesicherter Unübertrefflichkeit und ein weiterer Grund, den Verblichenen zeitenvertauscht vor seinem Tod zu betrauern.

Zwei Jahre lang also hatten die Empfänglichen unter den Bundesbürgern sich mit wachsender Ergriffenheit an ihren eigenen Nachrufen berauscht, um nun im Herbst 1983 ernüchert feststellen zu müssen, daß das Leben nach der Stationierung der Pershing II einfach weiterging. Es folgte, wie 1945 schon, die das Ablaufschema Zusammenbruch – Wiederaufbau – Wirtschaftswunder determinierende Trotzreaktion. Den zeitgleich auftauchenden Neue-Deutsche-Welle-Hit »Jetzt wird wieder in die Hände gespuckt, wir steigern das Bruttosozialprodukt« unabsichtlich paraphrasierend und auf neue Meinungsumfragen gestützt, leitartikelte unter dem Titel »Die Angst flaut ab« schon im Juli 1984, ein gutes halbes Jahr nach der Raketenstationierung, die *FAZ*:

»Es hat sich etwas verändert, die Weltuntergangspropheten haben an Boden verloren, ein Quentchen Optimismus ist nicht nur erlaubt, sondern geboten. (...) Irgendwann ist der Umschlagpunkt erreicht, irgendwann kann man das Gerede vom bevorstehenden Weltuntergang nicht mehr hören.«

Ziemlich genau nahm die Weltuntergangsmüdigkeit des konservativen Blattes den Tenor der Verrisse vorweg, die zwei Jahre später auf das schlechte, aber nicht unge-

wöhnlich schlechte Buch »Die Rättin« von Günter Grass niederhageln sollten, als das Gros linker und linksliberaler Feuilletonisten die Zeit für gekommen hielt, Vergangenheitsbewältigung nach bewährtem Rezept zu betreiben, nämlich auf Kosten eines Dritten mit der eigenen friedensbewegten Phase und ihren nun langweilig und lächerlich erscheinenden Gemütsbewegungen abzurechnen. Denn während wirklicher Todesgefahr knapp entronnene Personen wissen dürfen, warum sie das ihnen wiedergeschenkte Leben bejubeln, beruhte der neue Optimismus, welcher aus bloß inbrünstig geglaubten Untergangsvisionen hervorgegangen war, gerade auf der Verdrängung seiner Ursachen, auf dem Verleugnen seiner Abkunft von einer Wahnidee, die nicht aufgelöst wurde, sondern nur umgepolt und die unter vertauschtem Vorzeichen ebenso zwanghaft wie ihre Vorgängerin werden sollte und fast noch realitätsferner als sie.

»Hoffnungslosigkeit und Pessimismus sind überwunden; Zuversicht und Optimismus sind überall spürbar«, hieß die vergleichsweise noch schlichte und moderate Botschaft in der Sylvesteransprache des Bundeskanzlers, einen »Pendelschlag vom Pessimismus der Unheilspredigten in den späten siebziger Jahren zum neuen Zukunftsoptimismus der Mitachtziger« hatte Theo Sommer gespürt, wie er seinen Lesern in der ersten Januar-Ausgabe der *Zeit* verriet. Erst nach Tschernobyl aber kulminierte das neue Lebensgefühl, und es kulminierte an genau jenem Ort, wo jahrelang unkunde Friedensschriftsteller öffentlich schwarzsehen durften. In der Buchbeilage der *Süddeutschen Zeitung* vom 1. Oktober gratulierte Joachim Kaiser Peter Handke zu einer »bejahenden, unsere Welt affirmativ preisenden Haltung«, und er verriet zugleich die Herkunft dieser vom Rezensenten geteilten Haltung. Der Held von Handkes »Wiederholung« näm-

lich, einem »Gedicht an die Dauer«, versteht unter Natur nicht empfindliche Feuchtbiotope und kränkelnde Wälder, sondern die Dauerhaftigkeit von Fels und Stein. In zerklüfteter Karstlandschaft auf ein trichterförmiges Tal hinabblickend, welches man »Dohne« nennt, findet er Geschmack an der Idee, daß man den Atomkrieg möglicherweise dort durchstehen könne, und Kaiser zitiert ihn mit folgender Überlegung:

»So freundlich war der Raum, in den ich hinabblickte, und eine solche Kraft stieg aus der Tiefe empor, daß ich mir vorstellen konnte, selbst der Große Atompilz würde dieser Dohne nichts anhaben; der Explosionsstoß würde über sie hinweggehen, und ebenso die Strahlung.«

Kaiser selbst betont die Plausibilität dieser Spekulation durch den Hinweis auf ihre Verbreitung unter Intellektuellen, und als zögernder Anhänger der ebenso hirnrissigen wie barbarischen Freiluftbunkerphantasien unterstreicht er deren Nutzen für die Intensität des Empfindens und die Qualität der Kunst:

»Was mir, vor einem Jahr, in Peru die Wissenden zuflüsterten, was strahlungscäsium-betroffene Münchner Intellektuelle für wahrscheinlich halten, nämlich daß die Menschheit in den südamerikanischen Anden die kommende Katastrophe überdauern könnte – das stellt sich Handke also von jenem Karst vor. Er gewinnt davon ein stets bedrohtes Hochgefühl des Erfahrens und Erlebens.«

Deutlicher noch offenbart nur der Prospekt des Suhrkamp Verlags die Prämissen neuer Zukunftszuversicht, wenn er Handkes Dohne als »Modell einer möglichen Zukunft«

preist, als »einen Ort, von dem man sich vorstellen kann, daß er einen Atombombenabwurf überdauern wird und der überlebenden Menschheit als Stätte des Neubeginns dienen kann.«

In der Diktion, die das kitschige Erbauungswort »Stätte des Neubeginns« in einem Atem mit dem Wort »Atombombenabwurf« nennt, erscheint das im Stahlbad lustvoll durchlittener Untergangsvisionen gehärtete Bewußtsein von Leuten, die mit dem Atomkrieg längst zu vertraut geworden sind, um ihn noch wirklich zu fürchten, weshalb ihnen weder beim Gedanken ans »Modell einer möglichen Zukunft« nach dem qualvollen Tod von Millionen oder Milliarden Menschen graut, noch bei der Vorstellung von Schlimmerem als dem Untergang, bei der Vorstellung nämlich, vereinzelte Menschen würden die Katastrophe überleben. So hatten sich im Verlauf einer Bewußtseinsmetamorphose, deren entscheidende Etappen die Raketenstationierung, der Aids-Schock und der Tschernobyl-Flop waren, die bibbernden Unheilsverkünder in daseinsbejahende Zukunftsoptimisten verwandelt, die den Weltuntergang nicht mehr fürchten und Atomkraftwerke oder Wiederaufbereitungsanlagen schon gar nicht. Längst ähnelt das Motiv grüner Wähler demjenigen, welches einst der SPD zum Erfolg verhalf: Man tut etwas für die Revolution und genießt die beruhigende Gewißheit dabei, daß sie nie kommen wird. Und dies Kalkül, nur statt auf die Revolution auf die Abschaltung der Atomkraftwerke bezogen, ist der wahre Grund für die Stimmengewinne der Umweltschützer in Bayern.

1986